

(Nachdruck verboten.)

52]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Gek.

„Was ist denn noch mehr nötig?“ sagte die Mutter nachdenklich. „Wenn die Menschen sich zu Tausenden Tag für Tag mit Arbeit umbringen, damit die Herren das Geld zum Spaß austreuen . . . ist das nicht genug? . . .“

„Langweilig, ihn anzuhören!“ sagte Ignaty leise. „Wer das auch nur einmal gehört hat, vergißt es nicht wieder . . . er aber redet stets ein und dasselbe!“

„In dieser einen Geschichte steckt sein ganzes Leben!“ bemerkte Rybin finster. „Und . . . das Leben vieler! Ich habe seine Geschichte zehnmal gehört . . . aber trotzdem bisweilen gezweifelt. Es kommen milde Stunden, wo man an die Gemeinheit der Menschen, ihren Wahnsinn nicht glauben will . . . wo einem alle leid tun, Reiche wie Arme . . . In solchen Stunden hat sich auch der Reiche nur geirrt! Der eine ist blind vor Hunger, der andere — wegen des Goldes. . . . Ach, Menschen, denkt man, ach, Freunde! Besinnt Euch, denkt ehrlich nach, laßt Euch Eure Bequemlichkeit nicht leid tun!“

Der Kranke schwankte, öffnete die Augen und legte sich auf den Boden. Jakob stand geräuschlos auf, trat in die Hütte, holte einen Halbpelz, bedeckte seinen Better damit und setzte sich wieder neben Sophie.

Das lustige rote Feuer Gesicht beleuchtete listig lächelnd die dunklen Gestalten ringsum, und die Menschenstimmen flossen nachdenklich in das leise Knistern und Rauschen der Flamme.

Sophie erzählte vom Kampf des Volkes um sein Recht auf das Leben, von den früheren deutschen Bauernkriegen, vom Unglück der Irländer, von den Heldentaten der französischen Arbeiter in den häufigen Kämpfen um die Freiheit.

In dem in nächtlichen Samt gekleideten Walde, auf dem kleinen, von stummen Bäumen umgebenen, von einem dunklen Himmel bedeckten Platz vor dem spielenden Feuer Gesicht, im Kreise feindseliger, erstaunter Schatten erschienen alle Begebenheiten wieder, die die Welt der Satten und sinnlos Sierigen erschütterten hatten, zogen nacheinander die verschiedenen Völker der Erde, die ihr Blut vergossen und in Kämpfen müde geworden waren, vorüber und tauchten die Namen der Kämpfer für Freiheit und Recht wieder auf.

Leise klang die dumpfe Stimme des Weibes. Wie ein Wesen aus der Vergangenheit erweckte sie Hoffnungen und flöhte Zuversicht ein, und die Menschen hörten schweigend ihre Musik, die große Kunde von Brüdern im Geiste. Sie blickten in das hagere und blasse Gesicht des Weibes, erwiderten das Lächeln ihrer grauen Augen, und vor ihnen leuchtete immer heller das heilige Werk aller Völker, der nie endende Kampf um Freiheit und Gleichheit. Der Mensch sah das Ziel seiner Wünsche und Gedanken in der fernen, durch einen dunklen, blutigen Vorhang verhängten Vergangenheit, inmitten unbekannter Angehöriger anderer Stämme, und Verstand und Herz vereinigten sich mit der Welt, in der er Freunde erblickte, die schon längst seine Gesinnungsgenossen, und fest entschlossen waren, auf Erden die Wahrheit zu erreichen, die ihren Entschluß durch unzählige Leiden besiegelt und Ströme von Blut vergossen hatten, um ihr zum Siege zu verhelfen, und zu einem neuen, freundlichen und hellen Leben zu gelangen . . . So entstand und wuchs das Gefühl geistiger Verwandtschaft mit allen, ein neues Herz der Welt wurde geboren, ein Herz voll eifrigen Bestrebens, alles zu verstehen, alles in sich zu vereinigen.

„Der Tag wird kommen, wo die Arbeiter aller Länder die Köpfe erheben und bestimmt sagen werden: Genug! Wir wollen dieses Leben nicht länger!“ klang Sophies Stimme überzeugt. „Dann wird die eingebildete Macht der durch ihre Begierden Starren zusammenbrechen, die Erde wird unter ihren Füßen weichen, und sie werden nichts haben, worauf sie sich stützen könnten . . .“

„So wird es kommen!“ sagte Rybin, den Kopf senkend. „Schont Euch nicht, und Ihr bezwingt alles!“

Die Mutter hörte mit hochgehobenen Brauen lächelnd zu, und ihr Gesicht zeigte freudiges Erstaunen. Sie sah, daß

alles Scharfe, Laute, Ungebundene, alles Ueberflüssige jetzt bei Sophie verschwunden, in dem heißen, gleichmäßigen Strom ihrer Erzählung ertrunken war. Ihr gefiel die stille Nacht, das Spiel des Feuers, das Gesicht Sophies, aber am meisten die gespannte Aufmerksamkeit der Bauern. Sie saßen unbeweglich da, voll Besorgnis, den hellen Faden, der sie mit der Welt verband, zu zerreißen. Nur bisweilen legte jemand behutsam Holz ins Feuer, und wenn vom Scheiterhaufen Funken und Rauch aufstiegen, verschlechte sie der Bursche von den Frauen.

Einmal stand Jakob auf und bat leise:

„Wart' etwas mit dem Erzählen . . .“

Er lief in die Hütte, holte Kleidungsstücke und hüllte mit Ignaty zusammen den Frauen schweigend Füße und Schultern ein.

Und wieder sprach Sophie und schilderte den Tag des Sieges, flöhte den Leuten Glauben an ihre Kraft ein, erweckte in ihnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit allen, die wie sie, ihr Leben der unfruchtbaren Arbeit zum dummen Zeitvertreib der Ueberfüllten widmeten. Die Worte erregten die Mutter nicht. Aber das durch Sophies Rede erweckte, alle erfüllende große Gefühl zog auch in ihr Inneres ein und erfüllte es mit Dankbarkeit gegen die Leute, die unter Gefahren den durch Ketten der Arbeit festgeschmiedeten Brüdern die Gaben einer redlichen Vernunft, Gaben der Liebe zur Wahrheit brachten.

„Gilt Gott . . .“ dachte sie, die Augen schließend.

Als es dämmerte, schwieg Sophie müde und blickte lächelnd in die nachdenklichen, hellen Gesichter ringsum.

„Es ist Zeit, daß wir gehen!“ sagte die Mutter.

„Ja, es ist Zeit!“ erwiderte Sophie müde.

Einer von den Burschen seufzte laut.

„Schade, daß Ihr geht!“ sagte Rybin ungewöhnlich weich.

„Ihr sprecht gut . . . und es ist etwas Großes darum, die Menschen miteinander verwandt zu machen! Wenn wir wissen, daß Millionen dasselbe wollen, wie wir . . . werden die Herzen besser . . . Und in der Güte liegt große Kraft!“

„Du kommst mit Liebe und holst Dir Liebe!“ sagte Jefim mit leisem Lächeln und sprang schnell auf. „Ist Zeit, daß sie gehen, Onkel Michailo, ehe jemand sie sieht . . . Wenn wir die Bücher unter das Volk verteilen, wird die Obrigkeit suchen, woher sie gekommen sind. Dann fällt jemand ein — es waren die Pilgerinnen da . . .“

„Nun, ich danke Dir, Mutter, für Deine Bemühungen!“ sagte Rybin, Jefim unterbrechend. „Ich denke immer an Pawel, wenn ich Dich ansehe . . . Du bist gut gefahren!“

Ein mildes Lächeln glitt über sein breites Gesicht. Es war frisch draußen, aber er stand ohne Rock und mit entblößter Brust da. Die Mutter betrachtete seine große Gestalt und riet ihm freundlich:

„Solltest etwas anziehen, es ist kalt!“

„Bin von innen warm!“ antwortete er. Die drei Burschen standen am Scheiterhaufen und unterhielten sich leise, zu ihren Füßen aber lag der mit Halbpelzen bedeckte Kranke. Der Himmel wurde blaß, die Schatten schwanden dahin, und die Blätter zitterten in Erwartung der Sonne.

„Nun, lebt wohl!“ sagte Rybin, Sophie die Hand drückend. „Wie kann man Euch in der Stadt finden?“

„Such' mich nur auf!“ sagte die Mutter.

Die Burschen gingen langsam, dicht nebeneinander, zu Sophie und drückten ihr plump-freundlich und schweigend die Hand. In jedem war Dankbarkeit und Zufriedenheit zu erkennen, und dieses ihnen wahrscheinlich unbekannte Gefühl machte sie verwirrt. Mit den von der schlaflosen Nacht trockenen Augen blickten sie schweigend in Sophies Gesicht und traten von einem Fuß auf den anderen.

„Trinkt Ihr nicht etwas Milch vor der Reise?“ fragte Jakob.

„Ist denn noch was da?“ meinte Jefim.

„Etwas ist noch da . . .“

Aber Ignaty strich verwirrt sein Haar zurecht und erklärte:

„Nein, ich habe sie fortgegossen.“

Und alle drei lachten.

Sie sprachen von der Milch, aber die Mutter fühlte, daß sie an etwas anderes dachten und Sophie und ihr selbst

ohne Worte Gutes wünschten. Das rührte Sophie offenbar und rief auch bei ihr Verwirrung hervor, die ihr nicht erlaubte, etwas anderes zu sagen als ein leises:

„Ich danke Euch, Genossen!“

Sie blickten sich um, als wenn dieses Wort sie leise angefohlen hätte.

Der dumpfe Husten des Kranken ertönte. Die Kohlen im ausgebrannten Scheiterhaufen erloschen.

„Lebt wohl!“ sagten die Bauern halblaut, und der Abschiedsgruß begleitete die Frauen weithin.

(Fortsetzung folgt.)

Der prähistorische Mensch.

(Ein Traum.)

Nach dem Französischen von W. E. Schade.

(Schluß.)

Mutter und Kind hatten den schüßenden Wald bald wieder erreicht. Die um das Feuer sitzende Schar bestand aus etwa 100 Individuen. Sie kletterten auf die Bäume und kamen wieder hinunter, ohne daß ich begreifen konnte, womit sie sich beschäftigten. Mütter saßen auf dem Rasen, nährten ihre Kinder oder suchten sie zu zerstreuen. Große und Kleine legten übrigens viel Unruhe und ausgelassene Heiterkeit an den Tag; immer in Bewegung, schienen sie einen Schreden vor der Untätigkeit zu haben. Obgleich eine niederdrückende Hitze herrschte, liefen sie hinein und her, stießen sich, katzbälgten sich, warfen sich mit unglaublicher Geschwindigkeit auf die Erde. Ihre Spiele begleiteten sie mit ohrenbetäubendem Lärm und Geschrei, aus dem ich nichts heraushören konnte, was einer menschlichen Sprache ähnelte. Es konnte Freude, Schreden oder Jörn ausdrücken, aber Worte waren nicht zu erkennen, und wenn die Sprache bei diesem Geschlecht existierte, so mußte sie sich auf eine kleine Anzahl Töne von äußerster Einfachheit beschränken.

Ich fragte mich, ob die Anthropopitheken, da man sie mit diesem barbarischen Namen bezeichnen muß, keine andere Wohnungen hätten als das Bambus- und Farrenbuschwerk, auf dem einige schwächere oder ältere Individuen in diesem Augenblick lagen. Als ich die Augen zu den Bäumen des Waldes, den Eichen, Eichen, Ahornbäumen erhob, bemerkte ich eine Art von großen Nestern, die in dem dichtesten Blätterwerk zwischen Zweigen gebaut waren, sie bestanden wie die Horste der Adler aus verschlungenen Ästen, so daß sie Plottformen bildeten, die von Moos und trockenen Blättern bedeckt waren. Mehrere dieser Nester schienen nicht mit derselben Sorgfalt wie die anderen gebaut zu sein. Man hatte sich begnügt, die biegsamen Zweige zu flechten nach der Art der Gorilla und Orang-Utang und daraus ein Art groben Obdachs zu machen. Immerhin waren zu dieser Zeit der Siesta gewisse „Nester“ besetzt. Wenn die unruhige Schar der Jungen ihnen zunah, so hörte man ein Knurren und Brummen, ein in seiner Mittagsruhe gestörter Alter erhob den Kopf und streckte mit drohender Miene seine Faust gegen den Ruhestörer aus . . .

Aber diese gewissermaßen burlesken Episoden des Waldlebens interessierten mich nicht lange und meine Aufmerksamkeit lehrte zu jenem Feuer zurück, das am Fuß des Felsens brannte. Wozu konnte es in jener Tropenhöhe dienen? Die Anthropopitheken als Fruchtlecker lachten doch gewiß nicht ihre Speisen. Es brannte abseits, ohne daß man ihm Beobachtung geschenkt hätte. Nur in Zwischenräumen warf ein Vorübergehender einen trockenen Zweig darauf.

Ich bemerkte nun, daß der Felsen, an dem der Feuerherd stand, tief verbrannt war, als wenn das Feuer schon lange Zeit, vielleicht schon seit Jahren an dieser Stelle existierte. Wie und durch wen war es angezündet worden? Ohne Zweifel durch diese geheimnisvollen Wesen, die es zu unterhalten verstanden, was die großen Affen Afrikas und der Sundainseln nicht verstehen, die, wenn sie ein von den Reisenden verlassenes Feuer finden, sich wohl daran wärmen, aber nicht auf den Einfall kommen, Holz darauf zu legen. Es mußte Tag und Nacht brennen, und wahrscheinlich traf man Vorkehrungen, daß es in den dem Schlaf gewidmeten Stunden nicht erlöste. Ich mußte auch vermuten, daß bei dieser lebendigen Masse der Lagerplatz wechselte und einer von ihnen in der Hand einen Feuerbrand trug, um ein neues Feuer an der nächsten Haltestelle anzuzünden, wie es die Gewohnheit der Schwarzen Australiens unter ähnlichen Verhältnissen ist.

Während ich mich solchen Betrachtungen hingab, drangen Schreie aus dem Innern des Waldes, und eine neue aus zwölf bis fünfzehn Individuen bestehende Gesellschaft rückte zu dem Lager vor. Die Angekommenen waren von sehr hohem Wuchs, behend und stark. Sie mußten von einer Exkursion zurückkehren, die sie, um sich Lebensmittel zu verschaffen, unternommen hatten, denn ihre Hände und Arme waren belastet mit eßbaren Wurzeln, Früchten und Nüssen.

Man stürzte auf sie zu. In erster Linie lief der Kinderschwarm herbei, der die Ankommenden gleichsam bestürmte. Einige Unverscämte bemächtigten sich der Vorräte, die ihnen gefielen; *mine troupe nur Schläge davon die ihnen lautstallende Klage-

rufe entrißen. Die Alten, die in ihren Baumästen Siesta hielten, wurden von diesem Lärm wach, richteten sich auf und entschlossen sich, als sie sahen, um was es sich handelte, von ihrer Luftwohnung herabzusteigen. Die Mütter selbst, ihre Kleinen gegen die Brust drückend, rückten vor, um Anteil an dem Fest zu haben.

Bald fand sich das ganze Volk am Rande des Gehölzes vereinigt, und man ging daran, die frischen Lebensmittel zu verzehren. Die Verteilung geschah nicht auf friedliche Weise; es gab noch Kämpfe, Verfolgungen, Stöße, Rüsse und Knüffe. Endlich trat etwas Ruhe ein. Die einen setzten sich auf die niedrigen Zweige der Bäume, die anderen auf den Rasen. Abgesehen von einigen Streitigkeiten, die ab und zu um ein ausgewähltes Stück entstanden, das der Stärkere dem Schwächeren entriß, hörte man nur das Geräusch starker Kinnbäden, die harte Schalen vermalmen oder Früchte zerknacken, während einige beiseite das verzehrten, was sie sich gegen Neht und Gesch angeeignet hatten.

So stark auch die genannten Kinnbäden waren, waren sie dennoch ohnmächtig gegen manche herbeigebrachten Vorräte. Besonders leisteten die Rüsse des Palmbaumes, die wie unsere Stosnüsse in frischem Zustande eine Art köstlicher Milch einschlossen, allen Bemühungen Widerstand. Man warf sie also ärgerlich weg und schien sie vergessen zu haben.

Ein Anthropopitheke, der durch sein Alter und seinen Ernst das Aussehen eines Nestors des Stammes hatte, prüfte aufmerksam die Palmmusch und schien nach einem Mittel zu suchen, um sich der in ihr enthaltenen köstlichen Milch zu bemächtigen. Aber seine Finger und Zähne waren nicht imstande, ihre Schale, so hart wie Granit, zu zerschmettern. Jetzt war ich Zeuge eines Altes, der am besten die Intelligenz der Waldmenschen bewies. In der Nähe befand sich ein Haufen Kieselsteine. Ohne Zweifel waren sie für einen bestimmten Zweck gesammelt worden, und unser Nestor ging daran, mehrere auszuwählen, die er zum Feuer trug. Nachdem er sie aufmerksam hin- und hergedreht hatte, warf er trodene Zweige auf das Feuer und die Kieselsteine in die hoch auflodernde Glut. Nach wenigen Minuten hörte man ein Knistern und Krachen. Mehrere von den Steinen explodierten wie Kastanien im Feuer. Diese verschiedenen Operationen erregten das Interesse der Umstehenden. Sicher war dies eine sehr neugierige Rasse, deren Aufmerksamkeit sich auf alles richtete. Die einen hatten ihre Mahlzeiten unterbrochen und betrachteten, eine Eichel oder eine Nuß in der Hand, die Vorgänge. Andere hatten sich vorsichtig genähert und machten bei jeder Explosion Zeichen des Schreckens. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete der Alte die Steine. Da er sie noch nicht so fand, wie er wünschte, so entschloß er sich, mit einer Holzgange die in der Glut gebliebenen Steine zurückzuziehen und machte den Kindern ein Zeichen, indem er auf den See hinwies. Die Kleinen wußten sofort, um was es sich handelte; eilends liefen sie an den Rand des Wassers, ohne Furcht vor den Stofobilen füllten sie ihre Hände mit nassem Sand und Kies und liefen dann zum Feuer zurück. Während ihrer Abwesenheit hatte der Alte die geröteten Steine auf den Boden gelegt. Auf ein neues Zeichen ließen die Kinder den feuchten Sand auf die heißen Steine fallen. Rauchwolken drangen empor, man hörte ein Knistern, und dann explodierten die Steine mit großem Geräusch, so daß die Kleinen die Flucht ergriffen. Die Bruchstücke sammelte der unerfütterliche Nestor und prüfte die Bruchstellen. Verschiedene Stücke legte er beiseite. Ohne Zweifel entsprach das Resultat jedoch nicht völlig seinen Erwartungen. Nachdem er den Steinen Zeit gelassen hatte abzukühlen, nahm er einen mit der linken Hand; dann die Rechte mit einem großen Stück jungfräulichen Kieselsteins bewaffnend, der als Hammer dienen sollte, schlug er vorsichtig auf die Bruchstelle, um diese zu spizen. Ebenso machte er es mit den anderen Stücken, die er beiseite gelegt hatte, und war so im Besitz von 4 oder 5, später Steinbeile genannten Geräten. Sie konnten indes nicht mit einem Stiele versehen werden; man mußte sie in der Hand halten, wenn man sie gebrauchen wollte. Auch hatten sie nur kleine Dimensionen, entprechend der Hand, die sie führen sollte. Stolz auf sein gelungenes Werk stieß der Arbeiter einen Freudenstreich aus. Ohne Zeit zu verlieren, ergriff er eins der Geräte und schlug damit auf die Palmmusch, die den gemeinschaftlichen Anstrengungen Widerstand geleistet hatten. Bei dem zweiten Schläge ließ ein tiefer Einschnitt in die safrige Umhüllung ein Tröpfchen der so sehr begehrten Milch hervorspringen. Er verdoppelte seine Anstrengungen, indem er das Steinmesser recht geschickt handhabte, und die feste Schale spaltete sich endlich in ihrer Länge. Die weiße und süße Flüssigkeit floß aus ihr heraus. Der Waldmensch beickte sich, die Nuß an den Mund zu führen, und trank mit offenem Mund. Seine Umgebung wollte ihm diese improvisierte, noch halb gefüllte Schale entreißen, aber er wußte sich gegen ihre Angriffe zu schützen und bot sie einer Mutter an, die am Fuße eines benachbarten Baumes ihr Kind nährte. Die anderen hatten sich auf die Rüsse gestürzt, die übrig geblieben, und dank den Steingeräten gelang es ihnen, sie zu öffnen. Zum Unglück wurde infolge der Streitigkeiten und des Drängens die kostbare Flüssigkeit unnütz vergossen.

Der Nestor der Anthropopitheken beunruhigte sich darüber nicht, er schien dem Besitz der Gerätschaften, die er soeben fabriziert hatte, keine Bedeutung beizulegen, gewiß existierte bei dieser Rasse gar nicht das Gefühl des persönlichen Eigentums. Die Kinder sammelten sich schließlich die Steine, um sie ihrerseits zu erproben; nachdem sie sich einen Augenblick damit amüsiert und einige Zweige von

den Bäumen geschlagen hatten, liehen sie sie wie aus der Mode gekommenes Spielzeug liegen. Niemand schien zu begreifen, daß es von Vorteil sei, sie für Zukunftsfälle, wo sie wieder notwendig sein würden, aufzubewahren. Die Sorge für die Zukunft fehlte bei den Anthropopitaken, wie sie in unseren Tagen den Naturvölkern fehlt, die in wenigen Stunden die Produkte ihrer Jagden und ihrer Tätigkeit vergeuden.

Inzwischen ging die Sonne in Wolken, die den Horizont bedeckten, unter. Die Nacht kam heran, und die Bewohner des Waldes trafen ihre Vorkehrungen, um sich zur Ruhe zu begeben. Die einen gingen, um am See zu trinken, andere flogen zu ihren Nestern in den Bäumen und schienen, wie das die Orang-Utans in gleichem Falle tun, das Moos und die trockenen Blätter des Pagers aufzuschütteln, um dieses weicher und molliger zu machen. Eine frische Brise wehte über die Oberfläche des Sees und drang in das Gehölz ein, dessen Zweige sie schüttelte und rüttelte. Diese Abendbrise, die das hohe Kraut auseinandertrieb, ließ mich in geringer Entfernung unter einem Busch einen unbeweglich dastehenden Anthropopitaken bemerken. Ich glaubte zuerst, daß er nur eingeschlafen sei. Aber bald hatte ich die Gewißheit, daß er tot war. Die anderen wußten sicher, daß dieser Leichnam sich in ihrer Nähe befand, und mehrere mußten ihn in diesem Augenblick von der Höhe ihrer lustigen Wohnungen sehen. Aber mit bölliger Gleichgültigkeit sahen sie, was ihnen die Indiskretion der Brise entküllte; die Anwesenheit des Leichnams erregte bei ihnen kein Gefühl des Mitleids oder des Schmerzes. Vielleicht hatten Verwandte und Freunde, als der Mann gestorben war, einige Zeichen des Schmerzes an den Tag gelegt. Jetzt dachten sie nicht mehr an ihn. Offenbar hatten sie keinen Respekt vor dem Tode. Sie kannten nicht den Gebrauch des Beerdigens, und das macht heute es so schwer, ihre Gebeine mit den Resten ihrer rudimentären Industrie wiederzufinden. Vielleicht rechneten sie auf die Krokodile, die bei Nacht den See verlassen, um sie von den Leichnanen zu befreien. . . .

Lebendiger scheinen die Krokodile nicht die einzigen in dieser Periode zu fürchtenden Tiere zu sein. Als die Finsternis immer mehr und mehr vorrückte, ließ sich von fern her Brüllen hören, das schnell näher kam. Ohne Zweifel kamen die großen Tiere, um sich nach ihrer Gewohnheit in dem See zu baden. Da kam Leben unter die Anthropopitaken. Alle, die noch auf den Füßen waren, schwangen sich behend auf die Bäume. Innerhalb einer Minute waren alle in Sicherheit. Der Lärm setzte sich inzwischen das Ufer lang fort. Tierherden, die friedlich weideten, flohen eilends davon, Tapire und Wildschweine stürmten in das Dickicht. Selbst die Rhinocrosse, die im dem Sumpf sich wälzten, wurden lebendig, erhoben ihre wilden Köpfe und sahen nach dem Orte, von dem das Brüllen kam.

Da erschienen etwa 100 Schritte entfernt im Abendnebel die furchtbar brüllenden Tiere. Sie glichen den Wölfen und Bären, zugleich mit dem grausamen Instinkt beider. Sie hatten fast die Größe des jehigen Bären und waren wie er mit langen Haaren bedeckt. Dafür hatten sie die feinen und nervösen Bewegungen, das scharfe Gebiß der Fleischfresser. Es waren Amphyktionen, die Vorgänger mehrerer gewaltiger Arten der Quartärnärzeiten. Als die Amphyktionen sich dem See näherten, hatte man ihnen den Platz überlassen, und das Ufer war leer. Nachdem sie getrunken hatten, lieferten sie sich nicht einen lustigen Kampf wie die Pflanzenfresser: sie zerstreuten sich da und dort im Dunkel, auf Beute ausgehend.

Schon schienen die Anthropopitaken mit ihrem gewöhnlichen Leichtsinne gegenüber den Eindrücken sich nicht mehr mit ihnen zu beschäftigen. Die Nacht war gekommen, und jedermann schlief ein. Eines der wilden Säugetiere näherte sich dennoch dem Walddorfe und blieb plötzlich stehen, ein eigentümliches Gebrüll ausstößend. Es war auf den Leichnam gestossen, der am Eingang des Gehölzes auf dem Rasen lag. Die anderen Amphyktionen liefen herbei; es entstand ein wütender Kampf um den Leichnam, und ich begriff, daß die Krokodile nicht allein die Toten jener Bevölkerung verschwinden lassen.

Die Brüder aber dessen, den man dort unten in Stüde riß, schliefen sorglos in ihren Luftwohnungen. . . .

In Schweiß gebadet, wachte ich auf. In hatte im Traum den tertiären Menschen gesehen, den Anthropopitaken.

Kleines feuilleton.

Der Münchener Waldfriedhof. Vor einigen Tagen wurde in München der erste Waldfriedhof in Deutschland eröffnet. Der Münchener Waldfriedhof liegt auf einem 60 Hektar großen Areal bei Holzappelkreuth, der Stätte im Südwesten der Stadt, wo am Weltfeiertag die sozialdemokratische Kaiserfeier abgehalten wird. Die große Anlage hat der städtische Baurat Hans Gräßel, Amtsperson und Künstler zugleich, mit einem Kostenaufwand von über 600 000 Mark geschaffen. Die Gesamtanlage des Waldfriedhofs, der sicherlich für viele deutsche Städte vorbildlich werden wird, unterscheidet sich schon auf den ersten Blick von den üblichen städtischen Friedhofsanlagen, in denen die Fabrikware des Steinmetzen triumphierte und der Geist der Häßlichkeit, der Rücksamtheit oder der Brunnstucht sich hinter langweiligen Ziegelmauern

breitmacht. Im architektonischen Stile des heute sogar die Totenfelder beherrschenden Wiedermeiertums zieht sich eine freundliche Weiße, mit grünglasierten Ziegeln gedeckte, mit ovalen Gitteröffnungen versehene Mauer, hier und da einem großen Baum zwanglos Platz lassend, um die ganze Anlage. Das Mittelstück krönen zwei gewaltige Sphinge, die Symbole des Nützlichkeits, Ungelöstes; zu beiden Seiten der Sphinge aber grüßt das Leben, das lodende, herrliche: zwei freundliche weiße Torwächterhäuschen im barocken Landhausstil mit bunten Blumenfenstern und grünen Fensterläden. Durch das Sphingebewachte Tor schreitet man zum Hauptgebäude des Friedhofs, das im Stil einer alten katholischen Wallfahrtskirche erbaut und im Innern mit zweckentsprechenden ersten Malereien und Bildhauerwerken von Karl Wahler und Philipp Widmer geschmückt ist. Der Boden der Trauerhalle ist heizbar. Im Friedhof selbst ist der Waldcharakter vollkommen gewahrt. Hochstämmiger Fichten- und Tannenwald, dazwischen das helle Grün der Buchen. Auf den Wiesenflächen der Nidungen sollen die Totenfelder entstehen. Das Neuartige am Münchener Waldfriedhof sind die Anlagen der Grabmäler. Es ist eine strenge magistratische Bestimmung getroffen worden, daß alle schabloneartigen Steinmetzarbeiten grundsätzlich ausgeschlossen werden. Die Grabdenkmäler müssen entweder einen ausgeprochen künstlerischen Charakter tragen, Urnen, Stelen, Marmorbilder, von Künstlerhand entworfen und ausgeführt, oder es können einfache bemalte oder schmiedeeiserne Holzkreuze sein, wie sie die überlieferte Volkskunst auf ländlichen katholischen Friedhöfen liebt. Als Steinarten sind nur Sandstein und dunkler Marmor zugelassen, Syenit und weißer Marmor aber ausgeschlossen. Auch der gärtnerische Schmuck der Gräber soll sich streng dem natürlichen Waldcharakter anpassen. Eine kleine Musteranlage läßt genau erkennen, wie der eigens ernannte künstlerische Bewertungsausschuß sich den architektonischen und landschaftlichen Ausbau des Friedhofs in Zukunft denkt. Die Stadt Mannheim will nach Münchener Vorbild ebenfalls einen Waldfriedhof errichten. m.

Die Entvölkerung von Mazedonien. Seit einer Reihe von Jahren ist eine starke Auswanderung aus Mazedonien, das wohl den Ehrentitel des unruhigsten Teils der Balkan-Halbinsel in Anspruch nehmen kann, zu einer ständigen Erscheinung geworden. Als Hauptursachen werden außer der unsicheren politischen Lage des Landes namentlich die in letzter Zeit häufigen Erdbebenkatastrophen, die geringen Erwerbsmöglichkeiten in der Heimat im Vergleich zu den Lohnverhältnissen im Ausland und eine erhöhte Nachfrage nach Arbeitskräften aus Amerika angeführt. Die österreichische Monatschrift für den Orient entnimmt dem Jahresbericht des österreichischen Generalkonsulats in Saloniki die Tatsache, daß im vorigen Jahre die Auswanderung namentlich seitens der bulgarischen Bevölkerung noch weiter gewachsen ist und die Ziffer von rund 8000 erreicht hat, was bei einer Bevölkerung von höchstens 3 Millionen allerdings einen äußerst hohen Betrag bedeutet. Die meisten Ausländer kamen aus der Provinz oder, wie der türkische Name dafür lautet, dem Vilajet Monastir, und zwar meist aus der ländlichen Bevölkerung, die nach Amerika ging, um dort wieder in der Landwirtschaft beschäftigt zu werden. Ein anderer Teil ging als Hirten und Feldarbeiter freilich nur bis Rumänien, ein Zug, der alljährlich sich wiederholt und unserer Sachfengängerei vergleichbar ist. Die größeren Schiffsahrtsgesellschaften haben einen großen Teil an der Zunahme der Auswanderung, indem sie durch reisende Agenten in den Dorfschaften und Gehöften Auswanderer geradezu anwerben und ihnen sogar nicht selten gegen hohe Verzinsung die Mittel zur Ueberfahrt vorstießen. Die Verschiffung erfolgt gewöhnlich erst von Triest, Marseille, Antwerpen und Cherbourg, selten schon in Saloniki. Die türkische Regierung hat sich bisher gegen diese Auswanderungen ziemlich gleichgültig verhalten oder wenigstens keinen Einfluß darauf zu gewinnen vermocht, obgleich die Landwirtschaft in Mazedonien unter dem Arbeitermangel bereits stark zu leiden begonnen hat.

Ethnologisches.

Ueber die Bangoni in Deutsch-Ostafrika, insbesondere über deren Rechtsgewohnheiten, macht der Bezirksamtmann Richter im „Deutschen Kolonialblatt“ Mitteilungen. Der „Globus“ gibt davon einiges wieder. Von Zwillingen fürchtet man, daß sie Unheil bringen, weshalb der Vater etwa einen Monat in seiner Hütte zubringen und sich einen Arzneitrank von einem „Nganga“ brauen lassen muß, „damit die Sache gut abläuft“. Der Verfasser nennt diese Sitte eine Art männlichen Wochenbetts. Sehr verbreitet ist der Aberglaube, daß, wenn ein Mann erkrankt, gewöhnlich Untreue der Frau daran schuld ist. Der hinzugerkufene Medizinmann entscheidet entweder, daß die Krankheit als Fügung des Schicksals ruhig zu ertragen sei, oder daß die Frau des Erkrankten die Schuld trage. Beugnet diese den Ehebruch nicht, so muß der Mann, mit dem sie Umgang hatte, entweder Buße zahlen oder, wenn er ihn bestreitet, den Giftrank (mwasi) trinken. Die Frau bleibt unbestraft. Beugnet sie den Ehebruch, so hat sie sich selbst der Giftprobe zu unterziehen. Kommt sie dabei mit dem Leben davon, so zahlt ihr Mann Buße an ihren Vater, sowie an sie selbst; stirbt sie, so hat ihr Vater ihrem Manne das Kaufgeld zurückzuzahlen. Die Häuptlinge rechnen unbewohnte Gegenden nicht zu ihrem Lande. Das Land des Häuptlings ist da, wo seine

Deute sitzen, und da diese viel wandern, so kann es vorkommen, daß heute das Land eines Häuptlings sich dort befindet, wo vordem sein Nachbar saß. Der Häuptling herrscht also nicht über Land, sondern über Menschen. Stirbt der Häuptling, so begräbt man ihn im Rindviehstall. Außen um den Sarg herum pflanzt man eine lebende Hecke aus einem Dornbusch namens mtuma und läßt die innere bisherige Einzäunung verfallen. Das Grab besteht aus einem senkrechten Schacht und einem wagerechten Stollen daran, in dem die Leiche liegt.

Astronomisches.

Neue Photographien der Marskanäle. In New York sind telegraphische Meldungen von Professor Lowell von dem Observatorium in Flagstaff, Arizona, eingetroffen, daß die von ihm nach Südamerika entsandte Expedition Photographien vom Mars erhalten habe, die die Kanäle und Oasen auf dem Mars mit einer über alle Erwartung großen Deutlichkeit aufzeigen. Die Photographien wurden in den Anden in einer Höhe von 17500 Fuß aufgenommen. Sie bestätigen nach Lowells Ansicht die von ihm aufgestellten Theorien über das Wesen der Marskanäle, und sie zeigen von neuem die von der Jahreszeit abhängige Veränderung der Kanäle, die im Zusammenhange mit dem Schmelzen der Schneefallen an den Polen zu stehen scheinen. Die Annahme, daß ein System von Wasserläufen besteht, vermöge allein die beobachteten Phänomene zu erklären. Lowell hält die Theorie, daß die Kanäle nur Risse in der Oberfläche des Planeten wären, für unhaltbar, da sie keinerlei Erklärungen für ihre Öffnung und Schließung in allen Breiten während der verschiedenen Jahreszeiten gibt. Lowell führt in seinem kürzlich erschienenen großen Werk über den Mars und seine Kanäle aus, daß der größere Teil des Planeten eine öde, dürre Wüste ist, etwa der Sahara oder der Wüste Gobi ähnlich, während aus dem übrigbleibenden Teil das im Teleskop erscheinende Netzwerk von Kanälen ein grandioses Bewässerungssystem darstellt, durch das der spärliche Wasserbottich des sterbenden Planeten in jedem Jahre von dem schmelzenden Polarschnee zu dem bebauten Lande über den Mars hingeführt wird. Diese Kanäle sind in einigen Fällen gegen 3000 englische Meilen lang und 60 Meilen breit. Ihre Geradheit und die systematische Art, in der sie die Oberfläche des Mars überziehen, führen nach Lowell unbedingt zu dem Schluß, daß sie durch planvolle Arbeit entstehen und die titanischen Werke einer intelligenten kraftvollen Bevölkerung darstellen, die den Kampf gegen die harten Lebensbedingungen eines ersterbenden Planeten führen.

Verkehrswesen.

Elektrischer Betrieb auf den schwedischen Staatsbahnen. Elektrischer Betrieb auf Vollbahnen wird in der Regel nur dann rentabel sein, wenn die Elektrizität billig erzeugt werden kann. Dies ist der Fall, wenn natürliche Wasserkräfte zur Verfügung stehen. Schweden ist in dieser glücklichen Lage, so daß die Regierung sich dort nicht nur mit „Erwägungen“ nach preussischem Muster befaßt, sondern auch ernste Schritte zur Verwirklichung des Ueberganges zum elektrischen Eisenbahnbetrieb tut. Vor allem ist auf einer kleinen Strecke der elektrische Betrieb bereits eröffnet. Dann hat die Regierung, wie in der „Zeitschr. d. V. Deutsch. Eisenbahn-Verwalt.“ berichtet wird, eine große Anzahl von Wasserwerken, die im Besitz von Privatpersonen waren, um den Gesamtpreis von zirka 5 000 000 Kronen angekauft. Beabsichtigt wird das Eisenbahnnetz der ganzen südlichen Hälfte Schwedens von Bollnas ab elektrisch zu betreiben, ein Bahnnetz, bei dem es sich um zirka 2000 Kilometer handelt. Trotz der großen Ausgaben für die Leitungen, die neuen Betriebsmittel und für die Anlage der Kraftstationen wird doch mit einer nicht unbedeutlichen jährlichen Ersparnis gerechnet, auch wenn nicht eine Betriebszunahme eintreten sollte. Die Ersparnis rührt von dem Brennmaterial, den Steinkohlen, her, und dann auch von den geringen Kosten für Reparaturen an Lokomotiven, für Beleuchtung der Züge und Stationen, für die dann billige elektrische Energie zur Verfügung steht usw. Das System, das auf diesen Vollbahnen zur Anwendung kommen soll, der Betrieb mit einphasigem Wechselstrom, ist dasselbe wie das auf der augenblicklich im Bau befindlichen Hamburger Vorortbahn. Es ist dies System wahrscheinlich das System der Zukunft. —s.

Aus dem Tierleben.

Samariterdienste bei Ameisen. Schon mancher, der den einsamen Genuß in freier Natur gesucht hat, fand eine höchst anregende Gesellschaft und gerabede spannende Unterhaltung an einem Ameisenhaufen. Von einem solchen Erlebnis erzählt Hans Siegert in der Wochenchrift „Umschau“ (Frankfurt a. M.) eine hübsche Episode. Er hatte aus Versehen eine ziemlich große Zahl von Ameisen auf dem Boden zertreten, und erhielt dadurch Gelegenheit, zu verfolgen, wie der Rettungsdienst bei Unglücksfällen unter den Ameisen ausgeübt wird. Einige der zu Schaden gekommenen Staken mit einem Teil des Körpers in der Erde, und diese erhielten zuerst Hilfe. Mehrere gesunde Ameisen zogen mit allen Kräften an ihren verunglückten Geschwistern, bis die Befreiung gelungen war, worauf eine einzelne Ameise den Krankentransport übernahm. An einer Stelle sah der Beobachter drei Ameisen wie in

einer Beratung zusammen. Hin und wieder senkten sie die Köpfe, als ob sie aus dem feuchten Lehm des Bodens etwas herausholen wollten. Der reuige Sünder wollte wenigstens einiges von seiner Untat wieder gut machen, grub mit dem Messer an der betreffenden Stelle nach und fand auch tatsächlich in der Tiefe von etwa 1/2 Zentimeter eine schwer verwundete Ameise im Boden. Sobald sie ans Licht befördert worden war, wurde sie von den Samariterinnen in Empfang genommen und fortgetragen, leider in anscheinend hoffnungslosem Zustande. Auf dem anderen Teil der Unglücksstätte zeigte sich der Geldennut einer Ameise in glänzendstem Lichte. Sie war selbst schwer verletzt und konnte sich kaum fort-schleppen; dennoch beteiligte sie sich eifrig an der Rettung einer verunglückten Nachbarin. Es dauerte im ganzen wohl eine Stunde, ehe allein die teilweise im Boden vergrabenen Ameisen geborgen waren, und nun erst ging das Rettungswerk zu den auf der Oberfläche liegendegebliebenen Verwundeten über. Zum Schluß ereignete sich noch ein merkwürdiger Fall. Eine verletzte Ameise ist allein übrig geblieben und scheint keine Hilfe zu finden. Sie wird oft von den Samariterinnen betastet, aber nicht fortgeschafft, und auch eine besonders kräftige Arbeiterin, die sie schon gepackt hatte, trägt sie nur zwei Zentimeter weit fort und läßt sie dann wieder fallen. Weshalb wurde diese Unglückliche allein von dem Werk der Darmherzigkeit ausgeschlossen? —

Humoristisches.

- Einfache Erklärung. „Dein Vater ist noch immer im Wirtshaus? Was macht er denn um die Zeit noch dort?“
Seppel: „Heim traut er sich nie!“
- Der angehende Jurist. „Der Gläubiger wegen kann ich keinen Schritt auf die Straße gehen! Wenn mein Onkel nicht bald Geld schickt, zeig' ich ihn wegen Freiheitsberaubung an!“
- Bräde. „Du, Heinz, Tante will morgen früh aufstehen, kamst Du um fünf Uhr nicht an ihre Türe klopfen?“
„Ne, Tante geniert sich aufzuwachen, wenn ich anklopfe.“
- Die Hauptsache. Freundin (zur anderen, bei der Generalversammlung eines gemischten Gesangsvereins, deren Tagesordnung Jahresbericht, Kassenbericht, Neuwahlen, Anträge umfaßt, nachdem die ersten drei Punkte erledigt sind): „Gehen wir, Thessa — es ist spät!“
Thessa (Vadfish): „Aber, Eth — jetzt kommen ja die Anträge!“
- Herzenswahl. Justizrat: „Es würde mir angenehmer gewesen sein, Herr Doktor, wenn Ihre Wahl nicht auf meine jüngste, sondern auf meine älteste Tochter gefallen wäre!“
Assessor: „Herr Justizrat, das ist Wahlbeeinflussung!“
(„Reggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

- Der Deutsche Verein für Knabenhandarbeit wird vom 28. bis 30. September in Zwidau seine Generalversammlung abhalten, zu welcher auch Freunde der werktätigen Erziehung willkommen sind. Auf der Tagesordnung steht ein Vortrag des Schuldirektors Hertel über den „Unterricht im Formen“, der einen Teil des Handfertigkeitsunterrichts bildet. Weiter wird Schulrat Scherer (Wüdingen) über den „Handfertigkeitsunterricht und seine Bedeutung für Schule und Leben“ sprechen, und endlich soll die Frage der künstlerischen Erziehung durch den Handfertigkeitsunterricht behandelt werden.
- Fedor von Zobeltitz hat ein neues Stück geschrieben: „Das Lied vom Meth“, Phantasienspiel in drei Akten. Die Uraufführung wird am Kasseler Hoftheater stattfinden.
- Gegen den vom Kaiser genehmigten Wiederaufbau der Burg Altena ist eine Protesteingabe gerichtet, die von einer Reihe Professoren der Universität Münster, zahlreichen Kunstgelehrten und 34 Gemeinden des märkischen Landes in Umlauf gesetzt ist.
- Ein neues Heilmittel gegen die Pocken hat der portugiesische Arzt Dr. Ventez der medizinischen Akademie von Lissabon mitgeteilt. Das Mittel soll angeblich aus kalten Umschlägen mit Essigwasser bestehen. Die Krankheitserscheinungen verschwänden alsbald, ohne Narben zu hinterlassen. Die bisher angestellten Versuche sollen befriedigende Resultate ergeben haben.
- Die Toilette des Eiffelturms. Der Eiffelturm bekommt einen neuen Anstrich. Dreimal schon ist er so verschönert worden, im Jahre 1889, 1893 und zur Weltausstellung von 1900. Sein erstes Kleid war orangefarben, sein zweites rot, sein drittes gelblich. Diesmal wird er nun sogar in zwei Farben prangen. Die Spitze und die oberen Stockwerke werden silberfarben erglänzen und der übrige Teil, vom Boden bis zur dritten Plattform, wird eine besondere Mischfarbe aus Rostbraun und Chromgelb erhalten. Eine Schar von 40 Anstreichern, die man nur mit dem Glase sehen kann, werden, an den Querbalken des Turmes hängend, diese Operation ausführen. Die Arbeiten werden drei Monate dauern, 155 000 Quadratmeter werden mit Farbe bedeckt und 300 Zentner Farbe dazu gebraucht werden. Die Kosten betragen 75 000 M.